



Auch nach dem Westfälischen Frieden wurde munter weiter Krieg geführt: Landung des Großen Kurfürsten auf Rügen 1678.

IMAGO IMAGES

Eckart Conze hat sich in seinen Arbeiten intensiv mit Friedensfragen befasst, etwa dem Vertrag von Versailles.

Professor Conze, was bedeutet Normalität in der Weltgeschichte, wenn man von Krieg und Frieden spricht?

Ich weiß als Historiker ehrlich gesagt nicht, was gemeint ist, wenn heute so viel von einer „Rückkehr zur Normalität“ die Rede ist. Natürlich hat es in der Geschichte immer wieder Kriege und Machtkonflikte gegeben. Auf Kriege folgten Frieden und – oft genug – neuer Krieg. Aber das ist nur eine sehr oberflächliche Normalität, als Befund sagt uns das nichts. Entscheidend ist doch, Krieg und Frieden in ihrer Beziehung zueinander historisch genauer zu bestimmen: politisch, sozial, kulturell. Vor allem aber darf man sich mit Krieg als angeblicher Normalität nicht abfinden – weder politisch noch gesellschaftlich. Deshalb richte ich in meinem Buch den Blick auf das komplexe Verhältnis von Kriegserfahrung und Friedenssuche. Festzustellen, dass es schon immer Krieg gegeben hat, führt uns in den gegenwärtigen Debatten über Krieg und Frieden nicht weiter.

Die Zeit zwischen 1990, dem Ende des Kalten Krieges, und 2022, dem Beginn des großen russischen Angriffskrieges gegen die Ukraine, gilt vielen heute als Ausnahmezeit. Wie ordnen Sie diese Phase historisch ein?

Ich nenne diese Phase eine Zeit zwischen den Zeiten. Nach 1990 war die Erwartung sehr verbreitet, nun könne eine friedlichere Welt, eine stabile und dauerhafte Friedensordnung entstehen. Das galt nicht nur für Deutschland, sondern auch für viele andere westliche Gesellschaften. Damals war viel die Rede vom „Ende der Geschichte“. Die großen ideologischen Auseinandersetzungen des 19. und 20. Jahrhunderts, so schien es, seien vorbei. Der Westen, die liberale Demokratie und der marktwirtschaftliche Kapitalismus hätten gesiegt. Auf dieser Grundlage, so die Hoffnung, könne nun eine universale, regelbasierte und multilaterale Ordnung unter westlichen Vor-

„Von Hitler lassen sich durchaus Parallelen zu Putin ziehen“

Historiker Eckart Conze über das Verhältnis von Krieg und Frieden in der deutschen Geschichte, das Scheitern von Friedensverhandlungen und die Lehren, die sich aus dem Dreißigjährigen Krieg ziehen lassen. Ein Interview von Michael Hesse

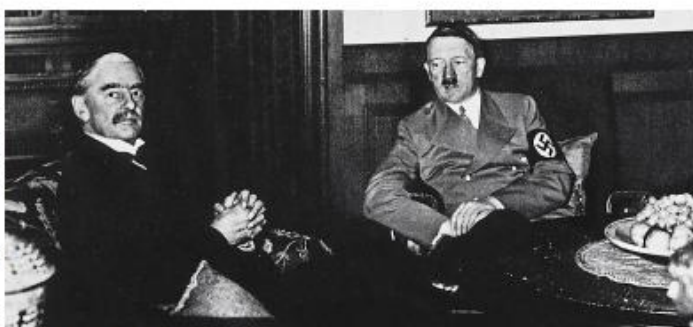
zeichen entstehen. Aber diese Hoffnung bekam schnell Risse. Der russische Krieg von 2022 kam nicht aus heiterem Himmel, sondern hatte sich in vielen Schritten angebahnt. Er zerstückelte endgültig eine Friedens-erwartung, die man nur aus der Erfahrung des Kalten Krieges und seines Endes verstehen kann – gerade in Deutschland.

War Francis Fukuyamas These vom „Ende der Geschichte“ also selbst geschichtsvergessen?

Fukuyama hat das nicht so gemeint, wie es später oft verstanden oder zitiert wurde. Denn grundsätzlich gilt: Machtinteressen, Machtkonflikte und geopolitische Spannungen bleiben eine zentrale Triebkraft der Geschichte. Die entscheidende Frage ist: Wie gehen Staaten, wie geht die internationale Gemeinschaft mit solchen Interessengegensätzen um? Gibt es Wege, Konflikte friedlich zu lösen? Oder greifen Staaten zur Gewalt, um ihre Interessen durchzusetzen? Genau dieses Muster lässt sich historisch immer wieder beobachten und analysieren.

Nach dem Ersten Weltkrieg gab es Wilsons vierzehn Punkte und den Völkerbund. Nach 1990 sprach George H. W. Bush von einer „New World Order“, beruhend auf Völkerrecht, internationaler Kooperation und dem Schutz schwächerer Staaten. Beide Ordnungsansätze sind gescheitert. Warum?

Beide Versuche, eine neue, friedlichere internationale Ordnung zu etablieren, sind in der Tat gescheitert – nach dem Ersten Weltkrieg ebenso wie nach dem Ende des Kalten Krieges. Dafür gibt es unterschiedliche Gründe. Nach dem Ersten Weltkrieg war ein entscheidender Faktor, dass die Vereinigten



München 1938: Chamberlain (l.) und Hitler.

IMAGO

Staaten als neue globale Führungsmacht zwar an der Entstehung einer neuen internationalen Ordnung mitwirkten, sich dann aber aus deren Stabilisierung zurückzogen. Sie trugen nicht dauerhaft zu ihrer Sicherung bei. Das machte die Ordnung von Anfang an fragil und gab jenen Staaten Spielraum, die daran interessiert waren, sie zu zerstören: das nationalsozialistische Deutschland, aber auch Japan und Italien. Nach 1990 gab es ebenfalls den Versuch, eine neue Ordnung zu schaffen, erneut unter starkem amerikanischem Vorzeichen,

„Vieles spricht dafür, dass der Iran-Konflikt noch lange andauern wird, weil er sich mit militärischen Mitteln nicht im klassischen Sinne lösen lässt“

aber einen raschen Rückzug wie nach 1919. Diese Ordnung war aber zu unilateral gedacht. Sie bezog zu wenig ein, dass andere wichtige und wichtiger werdende Mächte – nicht zuletzt China – nicht bereit waren, sich ohne Weiteres in eine amerikanisch dominierte Ordnung einzufügen. Hinzu kam Russland unter Wladimir Putin. Russland wurde zu einer aggressiv revisionistischen Macht, die nicht bereit war, sich in die nach 1990 entstehende Ordnung einzubinden. Im Gegenteil: Putin betrieb aus innen- wie außenpolitischen Gründen eine neoimperiale Politik des Krieges und der Gewalt. Das beginnt im Grunde mit seiner Machtübernahme Ende 1999 und setzte sich vor allem in einer Reihe von Kriegen fort, die sich bis zum Angriffskrieg gegen die Ukraine steigerten.

Am 8. Mai jährt sich das Ende des Zweiten Weltkriegs zum 81. Mal. Wann man über Krieg und Frieden spricht, kommt man an der Appeasement-Politik der Dreißigerjahre nicht vorbei. Heute hat Appeasement einen

schlechten Klang. Aber gab es aus damaliger Sicht nicht auch rationale Gründe dafür?

Die Appeasement-Politik hat aus guten Gründen einen schlechten Ruf, weil sie das nationalsozialistische Deutschland in seiner Aggressivität bestärkte. Aber sie war zunächst geleitet von dem Motiv, den Frieden zu sichern und Krieg zu verhindern. Das ist politisch und moralisch eine legitime Haltung. Man darf nicht vergessen: Der Erste Weltkrieg lag in den Dreißigerjahren noch keine zwanzig Jahre zurück. Er war nicht nur in der Erinnerung präsent, sondern in den Gesellschaften durch Leid, Traumatisierung und Verlust ganz konkret gegenwärtig. Der Friedenswunsch war in Großbritannien und Frankreich eine enorm starke politische Kraft. Demokratische Regierungen konnten sich darüber nicht einfach hinwegsetzen. Das Perfide ist: Dieser Friedenswunsch demokratischer Gesellschaften wurde von aggressiven Staaten und autoritären Führungsfiguren ausgenutzt – damals von Hitler, heute lassen sich durchaus Parallelen zu Putin ziehen.

Aggressoren nutzen die Friedenssehnsucht anderer, um ihre eigenen Machtziele voranzutreiben.

Ihr Buch beginnt nicht erst beim Westfälischen Frieden, sondern bereits beim Augsburger Religionsfrieden von 1555. Auch damals glaubte man, einen Konflikt befriedet zu haben. Warum führte diese Ordnung trotzdem in die Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges?

Wir können historisch meist nur von Friedensversuchen sprechen, von Friedensbemühungen oder Friedensschlüssen, die eine gewisse Zeit Stabilität schaffen, bevor neue Konflikte entstehen. Das Hauptproblem des Augsburger Religionsfriedens war ein doppeltes. Zum einen etablierte er zwar einen Frieden zwischen den Konfessionen. Zum anderen ging man aber immer noch davon aus, dass die Religions- oder Konfessionsfrage irgendwann gelöst werden könne und dass man zur einen, gemeinsamen Religion zurückkehren werde. Der Grundkonflikt schwelte also weiter. Der Westfälische Frieden von 1648 ging hundert Jahre später nicht mehr von dieser Erwartung aus. Er akzeptiert die Dauerhaftigkeit der konfessionellen Spaltung und baute sie in die politische Ordnung des Alten Reiches ein. Man kann aber den Dreißigjährigen Krieg nicht allein religiös erklären. Er war auch ein europäischer Macht- und Großmächtekonflikt. Es ging nicht nur um die inneren Angelegenheiten des Heiligen Römischen Reiches, sondern um die europäische Machtordnung, um die Ansprüche Frankreichs und Schwedens. Diese europäische Dimension trug erheblich zur Verlängerung des Krieges bei. Der Friedensschluss von 1648 wurde seit 1643/44 in komplizierten Verhandlungen angebahnt – während der Krieg weiterging. Auch daran zeigt sich eine zentrale These meines Buches: Krieg und Frieden lassen sich nicht scharf voneinander trennen. Sie fließen immer wieder ineinander über.

Der Dreißigjährige Krieg ist auch deshalb interessant, weil er verschiedene Konflikte auf einem Territorium bündelte. Erinnert das nicht an die Gegenwart, in der es zwar keinen Weltkrieg gibt, aber eine Welt, die im Krieg zu stehen scheint?

Ja, das ist ein wichtiger Punkt. Wenn man aus dem Dreißigjährigen Krieg eine Lehre ziehen wollte, dann vielleicht diese: Man muss versuchen, Konflikte voneinander zu trennen und sie nicht ineinanderfließen zu lassen, weil sie sich sonst gegenseitig verschärfen. Am Dreißigjährigen Krieg und am Westfälischen Frieden sieht man zugleich, wie wichtig es ist, in einem langen Prozess Vertrauen aufzubauen, das Frieden erst ermöglicht. Die Verhandlungsparteien begegneten einander anfangs mit tiefstem Misstrauen. Der Westfälische Friedensprozess gilt deshalb auch als Geburtsstunde moderner Diplomatie. Diplomatie zielt ja nicht zuletzt darauf, durch Kommunikation Vertrauen zu schaffen – durch permanente Kommunikation zwischen Staaten oder staatsähnlichen Akteuren. Darum ist das Interesse am Dreißigjährigen Krieg und am Westfälischen Frieden in jüngerer Zeit wieder gewachsen. Es gab vor

einigen Jahren sogar Überlegungen, im Nahen Osten nach dem Vorbild des Westfälischen Friedens einen Friedensprozess zu beginnen. Davon sind wir heute leider weiter entfernt denn je. Aber die Aktualität von 1648 ist offensichtlich.

Ein großer Unterschied zwischen älteren Friedensschlüssen und heutigen Vorstellungen betrifft die Frage der Schuld. Kant schreibt, ein Friedensschluss impliziere, die andere Seite nicht zu bestrafen. Heute ist das Gegenteil der Fall. Ist das ein Problem für die Möglichkeit von Friedensschlüssen?

Die Formel „Vergeben und Vergessen“, die im Westfälischen Frieden eine wichtige Rolle spielte, hat heute kaum noch Wirkung. Das hängt mit der massiven Ideologisierung moderner Kriege zusammen, aber auch mit der Einbeziehung moderner Massengesellschaften in Kriegsführung, Kriegsziele und Friedensserwartungen. Heute muss es eher darum gehen, einen geschlossenen Frieden – wenn er denn erreichbar ist – politisch und gesellschaftlich zu verankern. Er braucht Akzeptanz. Zugleich gibt es Institutionen und Normen, die einem bloßen Vergessen fundamental widersprechen. Denken Sie an das moderne Völkerstrafrecht. Es bedroht Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit aus sehr guten Gründen mit Strafe. Aber darin liegt auch eine Ambivalenz: Das Völkerstrafrecht trägt in gewisser Weise dazu bei, dass Krieg und Kriegsgewalt in die Nachkriegszeit hineinwirken. Frieden ist immer auch Nachkriegszeit – eine Zeit, in der der Krieg fortwirkt.

Im Dreißigjährigen Krieg gab es schon fünfzehn Jahre vor dem Westfälischen Frieden einen ernsthaften Versuch, den Krieg zu beenden. Er scheiterte. Warum?

Er scheiterte vor allem daran, dass die europäischen Großmächte Frankreich und Schweden kein Interesse an einem Friedensschluss hatten, der aus französischer Sicht die habsburgische Kaisermacht gestärkt oder stabilisiert hätte. Die Europäisierung des Konflikts seit den 1630er Jahren verlängerte den Krieg im Grunde um zehn bis fünfzehn Jahre. Erst seit den 1630er Jahren wurde der Dreißigjährige Krieg wirklich zu einem europäischen Konflikt. Die bereits erreichten Friedensperspektiven der deutschen Akteure reichten dann nicht mehr aus, um einen tragfähigen Frieden zu schaffen. Das hat auch mit der Lage Deutschlands im Herzen Europas zu tun. Das ist kein geopolitischer Determinismus, aber die zentrale Lage Deutschlands führte immer wieder dazu, dass hier die Machtinteressen verschiedener europäi-

haft. Diesen Punkt zu erkennen, ist für den Übergang vom Krieg zum Frieden entscheidend. Das zeigt sich im Dreißigjährigen Krieg, aber beispielsweise auch im Ersten Weltkrieg.

Man muss Putin also zeigen, dass er nicht den Krieg gewinnen kann?

Wenn ein wichtiger Akteur nicht friedensbereit ist oder nur einem Waffenstillstand zustimmen würde, um die eigenen Kräfte für die Fortsetzung des Krieges zu stärken, dann ist der Zeitpunkt für einen dauerhaften Friedensschluss nicht erreicht. Ein unter Druck geschlossener Zwangsfrieden mag möglich sein. Ob er stabil ist, ist eine andere Frage.

Blicken wir auf den Iran-Konflikt, den Israel und die USA angezettelt haben. Die USA wollen eigentlich raus aus der militärischen Eskalation, kommen aber nicht heraus. Woran liegt das?

Man muss dem Bundeskanzler in diesem Punkt recht geben: Es gab von amerikanischer Seite keine Strategie für diesen Krieg. Das zeigt sich jetzt und rächt sich bitter. Die USA haben keine Exit-Strategie. Das reicht von der Fehleinschätzung der iranischen Führung und der Stabilität des iranischen Regimes bis zur Ausblendung geostrategischer und geökonomischer Faktoren, etwa der Straße von Hormus. Es gibt in Washington einen immer verzweifelter werdenden Wunsch nach einem Ausstieg aus dem Krieg, auch innenpolitisch begründet. Aber im Moment ist kein Weg und schon gar keine schnelle Lösung erkennbar. Es gibt weder eine klare Kriegsführungsstrategie noch eine Exit-Strategie. Das hat verheerende Folgen. Vieles spricht dafür, dass dieser Konflikt noch lange andauern wird, weil er sich mit militärischen Mitteln nicht im klassischen Sinne lösen lässt – und weil auf keiner Seite die Bereitschaft zu einem substanziellen und stabilen Frieden erkennbar ist.

Der Dreißigjährige Krieg war ebenfalls eine extrem verfahren Situation. Was ermöglichte am Ende doch den Friedensschluss?

Vor allem die Erschöpfung aller Beteiligten. Das gilt für die Akteure im Alten Reich, aber auch für die europäischen Mächte. Dabei geht es nicht nur um Leid, Tod, Verwüstung und Verheerung, sondern auch um die enormen Ressourcen, die dieser Krieg verschlang. Diese Kriegerschöpfung war eine entscheidende Voraussetzung für den Weg zum Frieden. Hinzu kam, dass Schweden und Frankreich erkannten, dass sie aus dieser Situation mit einem geopolitischen Machtzuwachs herausgehen konnten – insbesondere durch die Begrenzung der habsburgischen Machtstel-

ZUR PERSON



Eckart Conze, geboren 1963, ist seit 2003 Professor für Neuere und Neueste Geschichte an der Philipps-Universität Marburg.

Er verfasste unter anderem ein Buch über den Friedensschluss von Versailles: „Die große Illusion“ oder die Geschichte der deutschen Außenpolitik „Die Suche nach Sicherheit“.

folgt, war die Zeit danach aber keineswegs friedlich. Warum nicht?

Wenn man genauer hinsieht, kann man den Dreißigjährigen Krieg auch als eine Art Staatsbildungskrieg verstehen. Moderne territoriale Staatlichkeit formte sich durch Krieg aus. Um Krieg führen zu können, mussten die noch unfertigen Staaten ihre Staatlichkeit ausbauen: Ressourcen mobilisieren, Streitkräfte rekrutieren, Verwaltung stärken. Zugleich befanden sich diese Staaten nicht in einer stabilen internationalen Ordnung. Grenzen waren unsicher. Hinzu kamen die Ausformungen absolutistischer Herrschaft: dynastische Konflikte, Erbfolgekriege, politische Macht- und monarchische Prestigeinteressen. So führte der Westfälische Frieden trotz seiner schönen Formel vom allgemeinen und dauerhaften Frieden keineswegs in eine lange Friedenszeit. Im Gegenteil: Bis ins 18. Jahrhundert hinein erleben wir eine Phase starker Kriegsverdichtung. Ein Krieg folgte auf den anderen. Europa, und besonders Deutschland in seiner Mitte, wurde von einer nicht endenden Serie von Kriegen heimgesucht.

Einer davon ist der Siebenjährige Krieg. War das bereits ein Weltkrieg?

Ja, zweifellos. Das ist heute Konsens. In der deutschen Geschichtsschreibung wurde das lange übersehen, weil der Siebenjährige Krieg vor allem als preußisch-österreichischer Krieg betrachtet wurde – eingebettet in eine preußische Aufstiegsgeschichte vom „Großen Kurfürsten“ im 17. Jahrhundert über Friedrich den Großen bis zur Reichsgründung 1871. Aber für die beteiligten Akteure war der Siebenjährige Krieg ein globaler Krieg. Der britisch-französische Gegensatz, der im Zentrum stand, war von Anfang an eine globale Auseinandersetzung. Es ging um koloniale und imperiale Herrschaft in Nordamerika, aber auch in Asi-

auf jeden Fall ihr Ziel zunächst zu erreichen.

Der Wiener Kongress war der Versuch, eine internationale Ordnung nicht nur zu errichten, sondern auch institutionell abzusichern – durch das sogenannte Konzert der Mächte. Das war natürlich in erster Linie ein Konzert der Großmächte. Aber neu und wichtig war die Institutionalisierung und Multilateralisierung von Ordnung. Natürlich hatte diese Ordnung ihren Preis. Sie war verbunden mit politischer Repression, mit dem System Metternich, mit der Bekämpfung liberaler und nationaler Bewegungen. Das darf man nicht beschönigen. Aber strukturell und mit Blick auf die internationale Politik war die Wiener Ordnung ein früher und zumindest zeitweise erfolgreicher Versuch, eine multilaterale Ordnung zu schaffen, die auf Konsens, kollektiver Sicherheit und Einbindung der zentralen Akteure beruhte. Gerade in der deutschen Geschichtsschreibung wurde der Wiener Kongress lange sehr negativ gesehen. Preußisch-deutsche Historiker nach 1871 betrachteten den Multilateralismus und die föderale Ordnung des Deutschen Bundes vor allem als Schwächung Deutschlands, als Entmachtung. Dieses Bild wirkte weit ins 20. Jahrhundert hinein, bis in Schulbücher. Inzwischen können wir differenzierter auf die Wiener Ordnung blicken.

Das 19. Jahrhundert war also vergleichsweise friedlich?

Bis zu einem gewissen Grade ja. Man kann darüber streiten, wie lange die Wiener Ordnung friedenssichernd wirkte: nur bis zum Krimkrieg in den 1850er Jahren oder in mancher Hinsicht sogar bis 1914. Aber unbestreitbar ist, dass der Wiener Kongress für einige Zeit eine europäische Ordnung schuf, die Kriege eindämmte und Konflikte institutionell bearbeitbar machte.

Der Erste Weltkrieg entstand dann nicht aus einem plötzlichen Konflikt, sondern aus dem Zerfall dieser alten Ordnung und der Konkurrenz der Großmächte. Erinnert das nicht stark an unsere Gegenwart?

Es gibt in der Tat Parallelen. Für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts wird die Idee des autonomen nationalen Machtstaates immer wichtiger: bindungslos, handlungsfrei, nicht mehr eingebunden in multilaterale, auch normative Strukturen. Solche Nationalisierungsdynamiken sehen wir auch heute. Großmächte treten wieder stärker als imperiale Mächte auf, mit imperialen Machtansprüchen. Das führt zu wachsender Konfrontation. Der Weg in den Ersten Weltkrieg war ein langer Prozess. Die Konfrontation verfestigte sich immer stärker. Am

scher Mächte aufeinandertrafen. Die Frage, wie das Zentrum Europas politisch verfasst ist, war immer auch eine europäische Machtfrage.

Heißt das mit Blick auf Russland und die Ukraine: Es gibt Zeitpunkte, zu denen Verhandlungen gar keinen stabilen Frieden hervorbringen können?

Man muss den Zeitpunkt finden, an dem auf allen Seiten ein ernsthaftes Friedensinteresse entsteht – gespeist aus unterschiedlichen Motiven, aber tatsächlich ernsthaft und glaub-

lung und ihre Mitsprache hinsichtlich der Ordnung Zentral-europas.

Der Westfälische Frieden gilt oft als Zäsur: eine Zeit davor, eine Zeit danach. Wenn man Ihnen



Eckart Conze: Friedlos: Die Deutschen zwischen Kriegsgewalt und Friedenssuche. Von 1648 bis heute. dtv. 531. S. 35 Euro.

en und anderen Teilen der Welt. Hier zeigt sich, wie sich europäische Konflikte im Zeitalter der europäischen Expansion mit globalen Konflikten verbanden. In dieser Perspektive ist der Siebenjährige Krieg zweifellos ein Weltkrieg – für viele sogar der erste wirkliche Weltkrieg.

Nach den Revolutions- und Napoleonischen Kriegen entstand mit dem Wiener Kongress eine neue europäische Ordnung. Sie sehen diese Ordnung nicht nur als restaurativ, sie schien aber

Ende stand bei fast allen Akteuren die Vorstellung, ein großer Krieg sei unausweichlich. Diese fast fatalistische Haltung gewann nicht nur in Deutschland, sondern überall in Europa politisches Gewicht. Sie verbanden war eine immer stärkere Dominanz des Militärischen in der Politik, auch eine Verfestigung von Rüstungsdynamiken und Kriegsplanungen. Die Lunte brannte 1914 schon, Sarajevo war nur der Funke, der die Explosion auslöste.